

echo
der
arbeit



Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen AG
Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger
Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Rainer Bockhorst
Oberhausen (Rhld.), Essener Straße 66
Telefon: 24531 — Nebenstellen 2347 und 4267

ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich
erscheinende Werkzeitschrift der
Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft.
Die Zustellung erfolgt kostenlos.

Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten
Oberhausen + Düsseldorf
Klischees: Vignold, Essen

Beiträge, die mit dem Namen des Verfassers
gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors
und nicht unbedingt die der Redaktion dar.

AUS DEM INHALT:

„Riffi“ im Kohlenpott

Der neue Unfallvertrauensmann und seine Aufgaben

Feuerfeste Steine aus dem Westerwald

Zum Lob des Skatspiels

Sprachrohr der Belegschaft

Xanten und der Niederrhein

HOAG-Chronik

Die Axt im Hause

ZU UNSEREM TITELBILD: In vielen Städten des
Bundesgebietes ist kürzlich der vieldiskutierte Film
„Der Rest ist Schweigen“ angelaufen, zu dem
Regisseur Helmut Käutner — wir berichteten
darüber — im Winter Außenaufnahmen
auf unserem Werksgelände gedreht hat.

Die älteren unserer Kollegen werden sich erinnern,
daß schon einmal — in den dreißiger Jahren —
ein Spielfilm auf unserem Werksgelände gedreht
wurde: „Der Herrscher“, mit Emil Jannings in der
Hauptrolle.

Eine Anmerkung zu dem Käutner-Film, der in
Anlehnung an den klassischen Hamlet-Stoff inszeniert
wurde, bringen wir auf der vierten Seite dieser
Ausgabe, wobei es uns insbesondere auf eine
Gegenüberstellung zu Shakespeares Drama ankam.

Unser Titelbild zeigt Ingrid Andree und Hardy
Krüger, den Hauptdarsteller des Streifens,
in einer Szene des Films an Klockes Brücke.
Im Hintergrund unsere Eisenhütte I.

Leichtsinn ist kein Mut!

In einer Serie von Rundfunkgesprächen, die — wie der Westdeutsche Rundfunk im Titel anführt — „an die Adresse der Verkehrsteilnehmer“ gerichtet sein sollen, unterhält sich seit einiger Zeit ein namhafter westdeutscher Publizist mit einer nicht weniger bekannten Sportfliegerin, ehemals Gattin eines Ende der dreißiger Jahre tödlich verunglückten Rennfahrer-Asses. In einem der letzten Gespräche ging es nun wieder einmal um das leidige Thema „Geschwindigkeitsbegrenzung — hat sie sich bewährt oder nicht?“ Es mutet etwas eigentümlich an, daß dabei ausgerechnet von der Dame die Ansicht vertreten wurde, Geschwindigkeitsbegrenzungen seien keineswegs ein geeignetes Mittel, um dem auf unseren Straßen reiche Ernte haltenden Verkehrstod Einhalt zu gebieten. Nun mag die sportliche Lebensauffassung besagter Dame — ihre Rekorde und Höchstleistungen sprechen für sich — jene Meinung, soweit sie auf die eigene Person bezogen wird, rechtfertigen. Im allgemeinen aber sollte man dieser Auffassung entgegenhalten, daß trotz ständig wachsender Verkehrsdichte nach Einführung der für geschlossene Ortschaften geltenden 50-Std.-km-Höchstgeschwindigkeit allein im Jahr 1958 die Zahl der Verkehrstoten gegenüber dem Vorjahr um 2400 und die der Verletzten um 45000 zurückgegangen ist. Und wenn es nur ein einziges aus den Klauen des Unfalltodes gerissenes Menschenleben gewesen wäre, nichts würde uns berechtigen, eine zur Hebung der Sicherheit aller Verkehrsteilnehmer getroffene Maßnahme etwa als „Schlag ins Wasser“ abzutun. Aber gerade die Achtung vor dem einzelnen Menschenleben scheint uns, die wir heutzutage in ganz anderen Größenordnungen zu denken gewohnt sind, verlorengegangen zu sein. Das gilt sowohl für Verkehrs- als auch für Arbeitsunfälle.

In der erwähnten Sendung war ferner die Rede davon, daß in Amerika jede erstmalige Geschwindigkeitsüberschreitung unverzüglich mit einer Strafe von zehn Dollar geahndet und obendrein noch in den Führerschein eingetragen wird, die zweite Überschreitung bereits 50 Dollar kostet, wogegen beim drittenmal sogleich der Führerschein einkassiert wird. Wenn jedoch an diese Tatsache die Folgerung geknüpft wird, daß dieserhalb in den USA Geschwindigkeitsübertretungen so gut wie überhaupt nicht vorkommen, so ist das sicherlich nur halb richtig. Nicht der Polizeiknüppel, die Angst vor dem Gesetz, sondern in erster Linie wohl das mittlerweile schon legendär gewordene Sicherheitsdenken des US-Bürgers dürfte die entscheidende Rolle spielen. Eben dieses Sicherheitsbewußtsein, das in der Tat die ganze Nation beseelt, ist mithin auch der Grund für die — gemessen an deutschen Maßstäben — so unwahrscheinlich niedrige Zahl der Betriebsunfälle. Das „Safety first!“, dieses „Sicherheit zuerst!“, bedeutet „jenseits des großen Teiches“ mehr als ein Schlagwort, sondern ist gewissermaßen zum Ausdruck einer inneren Haltung geworden. Wie Peter von Zahn, der Amerika-Korrespondent des Westdeutschen und Norddeutschen Rundfunks, kürzlich in einer Reportage berichtete, wird „drüben“ kein Arbeiter eine Tätigkeit verrichten, ohne sich vorher von der Arbeitssicherheit überzeugt zu haben.

Als 1945 amerikanische Truppen in unsere zerstörten Dörfer und Städte einrückten, wie haben wir da gewitzelt und gespöttelt, wenn die GI's — in Schützenreihe vorgehend, den Karabiner im Anschlag, nach beiden Seiten sichernd — ihre Gefechtsbereitschaft selbst da nicht aufgaben, wo nicht einmal eine Maus sich regte. Wie haben wir doch darüber gelächelt, daß selbst zum Essenempfang an der Feldküche die Amis nie ohne Helm und Gewehr erschienen. Nun, solche Bilder entsprechen nicht unserer preußisch-deutschen Vorstellung von soldatischem Auftreten. Und doch war es wohl nicht Angst oder gar Feigheit, sondern wer die Amerikaner kennt, der weiß, daß sogar bis in die Bereiche des Militärischen dieses Sicherheitsdenken, jenes „Safety first!“, seine Bedeutung hat. Es ist dasselbe Sicherheitsbewußtsein, das überall in den Betrieben spürbar ist, das den Menschen von Jugend auf anezogen wird und alle Lebenskreise durchströmt. Letzten Endes liegt hierin das Geheimnis für den so großen Vorsprung der Amerikaner auf dem Gebiete der Unfallverhütung.

Wenn wir je den Anschluß daran finden wollen, so setzt dies nicht zuletzt ein Umdenken voraus. Vielleicht haben wir den Krieg und seine seelischen Einflüsse auf uns noch nicht überwunden. Aber was hat der Krieg, der länger als vierzehn Jahre zu Ende ist, mit dem Unfallgeschehen in unseren Betrieben zu tun? Unter Umständen sehr viel! — Wir haben damals, sei es an der Front oder während des Bombenkrieges in der Heimat, in ständiger Gefahr gelebt, jahrelang dem Tode Aug' in Auge gegenüberstanden. Diese unablässig uns bedrohende Gefahr hat uns innerlich abgestumpft, hat bewirkt, daß wir die uns heute an unserem Arbeitsplatz und auf der Straße umlaufernden Gefahren einfach nicht sehen oder auf die leichte Schulter nehmen. Auf den Schlachtfeldern und in den Kellern unserer zerbombten Städte haben wir uns allzu vertraut gemacht mit dem Zustand der allgegenwärtigen Gefahr. Was galt damals schon ein Menschenleben. Oft war es so, daß wir für unser eigenes Leben kaum einen roten Heller gegeben hätten. Angesichts dieser Umstände fällt es schwer, sich daran zu gewöhnen, daß es nicht pausenloser Trommelfeuer oder Bombenhagels bedarf, sondern daß die Gefahr schon ausgeht von einem achtlos liegengelassenen Werkzeug, von einem Ölfleck, von einer schadhaften Leiter oder einer vergessenen Schutzbrille.

Wir müssen umdenken! Wir müssen von jenem „Sicherheit zuerst“ durchdrungen sein, wenn je der Vorsprung, um den in ihrem Sicherheitsdenken andere Völker uns voraus sind, aufgeholt werden soll. Es ist unser Schicksal, daß wir in Anbetracht der riesigen Gefahren, denen wir jahrelang ausgesetzt waren, kein Auge mehr haben für die uns in unserer heutigen friedlichen Umwelt drohenden Dinge, die in ihrem Ausmaß zwar ungleich geringer sind, aber genauso Blut, Tränen und Schmerzen verheißten. Der Wert des einzelnen Menschenlebens wird von uns die wir uns an den Anblick unzähliger Toter und Verwundeter gewöhnen mußten, noch nicht wieder hoch genug eingeschätzt. Es ist an der Zeit, daß wir uns zurückbesinnen auf uns selbst, daß nicht zuletzt Umsicht und unfallsicheres Verhalten wieder zu Triebfedern unseres Handelns werden. Es ist besser — ähnlich wie seinerzeit die einrückenden Amis — achtsam und auf Sicherheit bedacht an eine Sache heranzugehen, statt sich blindlings oder heroisch-dumm in Gefahr zu begeben und darin umzukommen. Das sollten wir inzwischen erkannt haben, und im Betriebsleben hat das seine besondere Bedeutung: Vorsicht ist keine Feigheit, Leichtsinn kein Mut!

Schnappschüsse



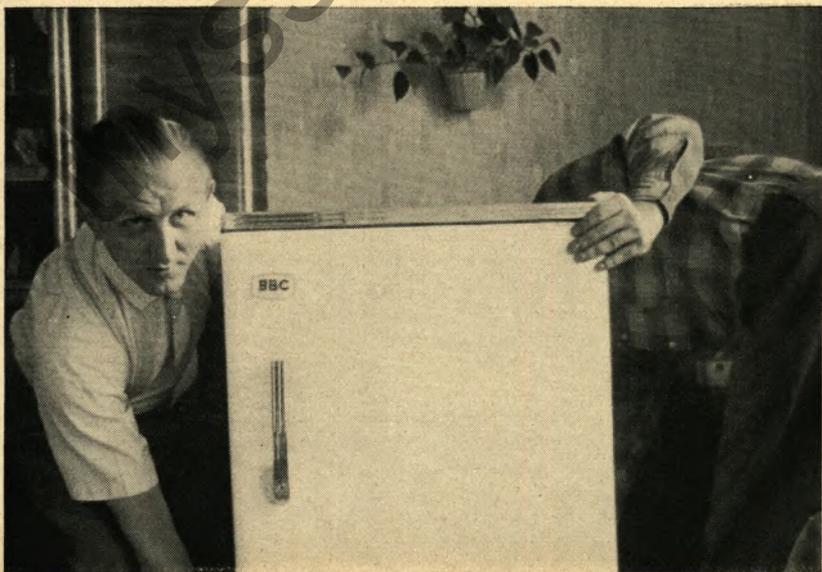
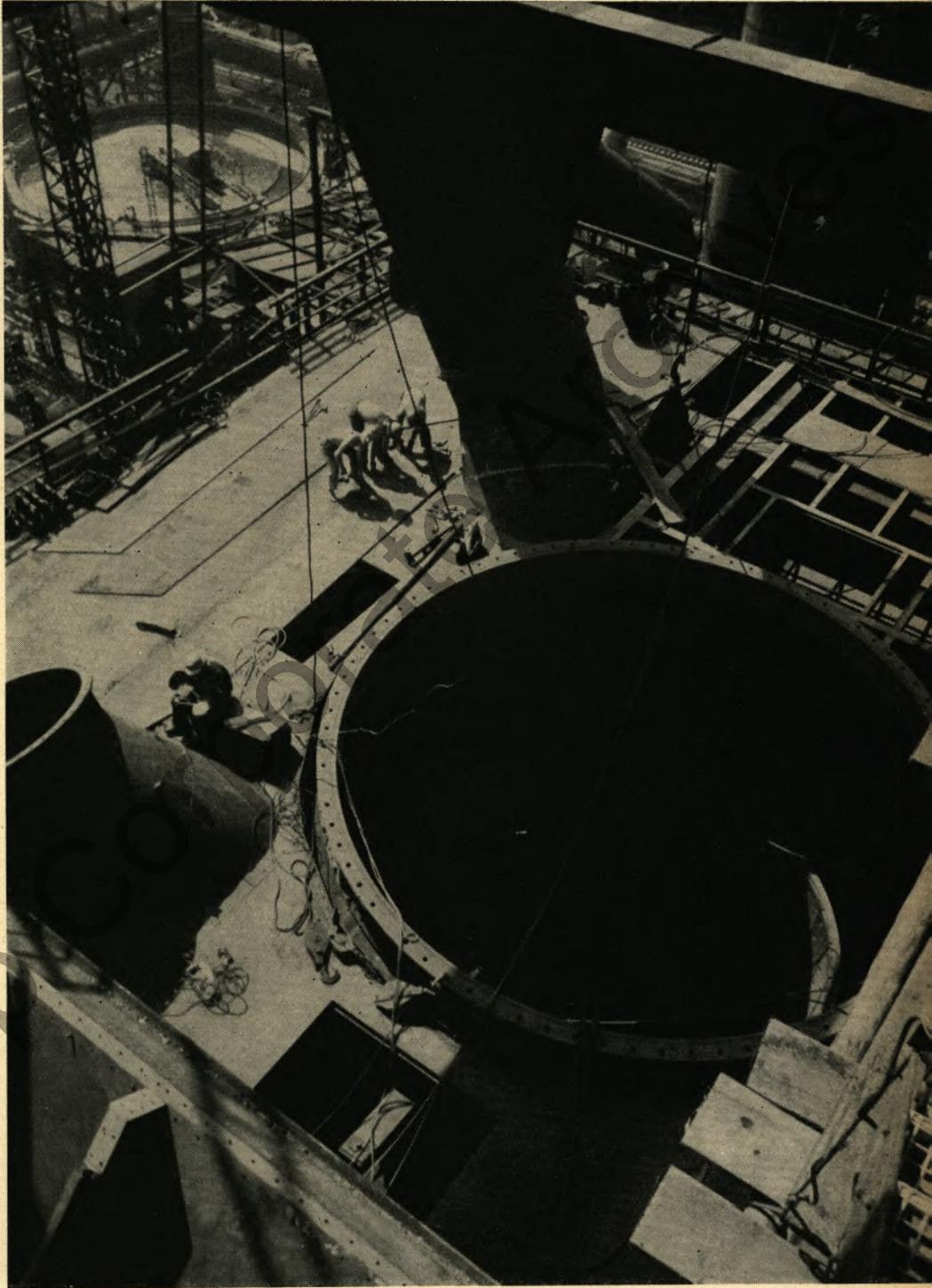
Übergang über die 550er Str
u. Zugang zu den Mannschaftsräumen
Stabstr., Blockstr., Fertigrstr
u. Martinwerk I



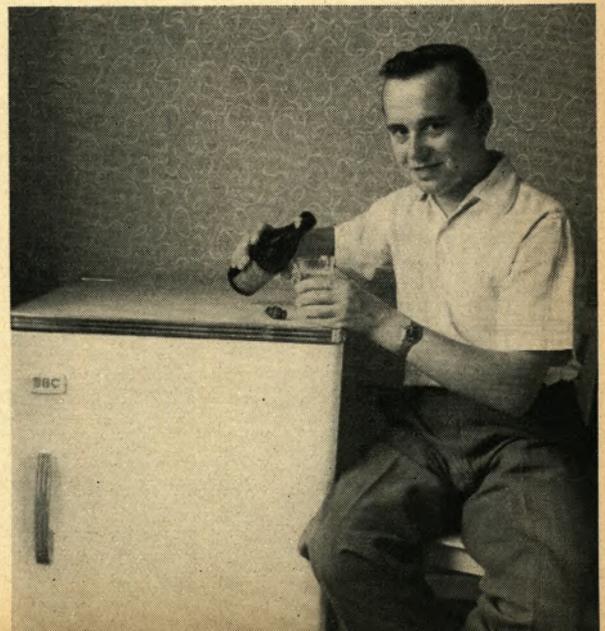
▲ Große Schwierigkeiten verursachte der Transport einer 35 Tonnen schweren und 36 Meter langen Kranbrücke vom alten Winkeleisenplatz zum neuen Trägerplatz. Die Konstruktion wurde nicht auseinandergenommen, sondern auf einen Straßenroller der Bundesbahn geladen. Bei der Fahrt durch den Betrieb gab es jedoch viele Transportprobleme zu lösen.

Was dieses Foto zeigt, brauchen wir wohl nicht zu erklären. Unser Fotograf mußte hoch hinaus, um die Gichtbühne des neuen Hochofens mit der Gashaube und den Gasabzugsrohren aufs Bild zu bekommen. In der linken oberen Ecke unseres Fotos entsteht nicht das Fundament eines weiteren Hochofens, sondern ist ein Klärbecken der Gasreinigung zu sehen.

▼ Anfang des Jahres haben wir auf der Schnappschußseite bereits einmal die neue Kalkbeschickungsanlage auf Neu-Oberhausen in Ausschnitten gezeigt. Dieses Mal vermittelt unser Bild einen Gesamteindruck der gewaltigen Anlage, mit deren Hilfe der Kalk aus den Sammelbunkern der Dolomithalle über Förderbänder zum Thomasstahlwerk gelangt.



In der Belegschaftsversammlung des Werkes Gelsenkirchen wurden am 14. August für die erfolgreiche Mitarbeit im Arbeitsschutz wieder zwei Kühlschränke verlost. An der Verlosung nahmen die Meistergruppen teil, die ihre Unfallzahlen im zweiten Quartal des Jahres 1959 gegenüber 1958 verringern oder ihren günstigen Stand beibehalten konnten. Aus der Gefahrengruppe I nahmen neun Meisterbereiche und aus den Gefahrengruppen II und III 18 Meisterbereiche an der Verlosung teil. Fortuna lächelte diesmal wieder zwei Jungesellen, nämlich dem 36 Jahre alten Drahtzieher Edmund Matzak, Meisterbereich Müchler-Ziegenhain (Bild links), und dem 23-jährigen Materialprüfer Manfred Brall, Labor, den Bild rechts zeigt.



Wehe dem Land . . .

Wenn diese Ausgabe erscheint, wird Nikita Sergejewitsch Chruschtschow seine USA-Reise angetreten haben. Daß der an Fragen des Industrie-Potentials stark interessierte Besucher aus der Sowjetunion unter anderem auch Pittsburgh, das amerikanische Stahlzentrum, sehen wollte, war wohl von vornherein in den Reiseplan einkalkuliert worden. Dabei aber läßt sich zur Stunde noch nicht sagen, ob der sowjetische Ministerpräsident in den Hochofenbetrieben und den Stahl- und Walzwerken die ganze industrielle Kraft des größten Stahlerzeugerlandes der Welt erleben wird oder ob er sich damit begnügen muß, vor stillliegenden Werken Streikposten in Augenschein zu nehmen.

Während nämlich diese Zeilen geschrieben werden, ist man wegen der hiermit verbundenen Probleme in der amerikanischen Öffentlichkeit vorerst noch geteilter Meinung. Vielfach hört man die Ansicht, Präsident Eisenhower solle — nicht zuletzt, um Chruschtschow keine leeren Werkhallen vorzuführen — von dem ihm durch das Taft-Hartley-Gesetz gegebenen Recht Gebrauch machen und den seit dem 15. Juli andauernden Lohnstreik der 500000 amerikanischen Stahlarbeiter für 80 Tage aussetzen. Voraussetzung für ein solches Eingreifen des Präsidenten wäre allerdings, daß durch den Streik die „nationale Wohlfahrt“ gefährdet ist. Andere wiederum meinen, man solle den Dingen ihren Lauf lassen.

Wie dem auch sei, auch eine Fortführung des Streiks dürfte die Position der US-Eisen- und Stahlindustrie — zumindest in moralischer Hinsicht — nicht schwächen. Streikende Arbeiter — das ist etwas, was man in den Ostblockländern nicht kennt, denn schärfste Strafen würden diejenigen treffen, die es wagen sollten, in Streikabsicht die Arbeit niederzulegen. In der demokratischen Gesellschaftsordnung aber ist das Streikrecht der Arbeitnehmer eine völlig legitime Sache. Die rechtsstaatliche Ordnung ginge verloren, wenn man versuchen wollte, dieses Recht zu beseitigen oder im zwangsstaatlichen Sinne zu reglementieren. Streik ist kein nationales Unglück. Der populärste amerikanische Präsident, Abraham Lincoln, hat einmal gesagt: „Wehe dem Land, in dem nicht gestreikt werden darf.“

Ohne Partei zu ergreifen für eine der beiden Seiten, ohne auch auf die Gründe einzugehen, die zum Streik geführt haben, sollten uns gerade hinsichtlich des Chruschtschow-Besuches in den USA diese Aspekte besonders zu denken geben. Wenn ein DDR-Sender in diesen Tagen verächtlich und großsprecherisch tönte: „Wie es hinter der Fassade der freien Welt in Wirklichkeit aussieht, zeigt der Streik der Stahlarbeiter in den USA“, so kommt dies einem Tritt ins eigene Hinterteil gleich. Die Worte Abraham Lincolns sind heute aktueller denn je. —nd

Glückliches Amerika . . .

...dachte ich neulich, als ich eines der vielen Rundschreiben las (— und es war nicht einmal ein firmeninternes), denn ich verstand vom Inhalt buchstäblich nur — wie man so sagt — „Bahnhof“, weil alles so schrecklich umständlich ausgedrückt war. „Paraphrasedeutsch“ nennt man diesen Stil wohl auch, der in der Sucht nach absoluter Vollständigkeit die absolute Unverständlichkeit erreicht. Und warum dachte ich „glückliches Amerika“?

Nun, in Amerika gibt es seit kurzem eine höchstamtliche Stützessorin. Das ist eine Schriftstellerin, die mit ihren Büchern bei weitem nicht den Erfolg erzielte, den sie mit ihrer behördlichen Stiltzensur hat. Mona Sheppard heißt diese Dame. Sie hatte zunächst nur einen kleinen Posten beim amerikanischen Finanzministerium. Dort mußte sie, die ehemalige Schriftstellerin, „amtliche Briefe“ schreiben, zum Beispiel: „Unter Hinweis auf unsere öffentliche Bekanntmachung vom 21. Februar 1954, betreffs der Umsatzsteuervoranmeldung für das Finanzjahr 1955, sowie Verlautbarung im Finanzgesetzblatt vom 1. April 1954, Seite 6 Abs. 2/111, werden Sie zur Vermeidung von Rechtsfolgen darauf hingewiesen, daß Sie das Formblatt B 3 Ihrer Umsatzsteuervoranmeldung, unter Berücksichtigung einer eventuellen Umsatzsteigerung, bis spätestens 1. Mai 1955, ausgefüllt und unterzeichnet, an die Abteilung C der Oberfinanzdirektion abzugeben haben.“ Der Schriftstellerin sträubten sich die Haare. Sie schrieb wider alle Tradition: „In Ihrer Umsatzsteuervoranmeldung fehlt das Formblatt B 3. Bitte, senden Sie es bis zum 1. Mai 1955! Sie kommen sonst in Schwierigkeiten.“ Das verstand jeder. Ihre einfache Methode machte Schule und revolutionierte den amerikanischen Behördenstil. Sogar Gesetze werden neuerdings von Mona Sheppard sprachlich „vereinfacht“ und „gereinigt“. Ihr Rezept: kurze Sätze, klare Sätze! Ihr Erfolg: der amerikanische Staat (und Steuerzahler) spart jährlich 23 Millionen Dollar, und der amerikanische Bürger spart — Ärger!

Wäre es nicht schön, wenn dieses Beispiel auch bei uns Schule machen würde? Also: gebt auch uns eine Mona Sheppard!

K.U.

„RIFI“ IM KOHLENPOTT

Anmerkungen zu einem vor der Kulisse unserer Hochöfen gedrehten Film

khs — Um es vorweg zu sagen: Kättners Film „Der Rest ist Schweigen“ ist keine auf „up to date“ frisierte Verfilmung von Shakespeares „Hamlet“, auch keine Modernisierung eines klassischen Stoffes, wie man es auf der Bühne in den letzten Jahren durch Sartre, Anouilh, Cocteau oder Giraudoux erlebte. Was der Kättnersche Film mit „Hamlet“ gemein hat, ist lediglich das Grundthema, von dem 1909 der bekannte Berliner Theaterkritiker Alfred Kerr sagte: „Es ist das Stück von des Lebens Ungerechtigkeiten.“

Dies muß man wohl besonders betonen, wenn man Stellung nehmen will zu jenem Filmwerk, dessen Außenaufnahmen zum großen Teil gedreht wurden vor unserer Werkskulisse, und den sich schon deswegen viele Werksangehörige, sofern sie ihn nicht sogar schon gesehen haben, nicht entgehen lassen werden. Wir wollen auch nicht mit den Augen des Kritikers herangehen an diesen Film, der immerhin in der Öffentlichkeit ein großes Echo gefunden hat, sondern wollen uns auf eine kurze Inhaltsangabe beschränken, wobei versucht werden soll, das klassische Hamlet-Thema der Kättnerschen Version gegenüberzustellen.

*

Hier der Inhalt des Shakespeareschen Dramas, das nach der Hamlet-Sage gestaltet wurde: Der dänische Kronprinz Hamlet kehrt vom Studium in Wittenberg auf das Schloß zu Helsingör zurück, wo seine verwitwete Mutter Gertrude den väterlichen Oheim Claudius geheiratet hat, der sich nach dem Tode von Hamlets Vater zum König der Dänen ausgerufen ließ. Auf der Schloßterrasse erscheint dem jungen Prinzen zu nächstlicher Stunde der Geist seines verstorbenen Vaters und verkündet, daß Claudius ihn vergiftet habe, um sich in Besitz von Weib und Thron zu setzen; der Vater fordert Rache für den Mord. Der Prinz gelobt sofortige Vergeltung, handelt aber nicht; er stellt sich nur wahnsinnig und verblüfft durch seltsames Benehmen den Hof. Der König läßt ihn daher durch die Höflinge Rosenkranz und Gildensteinern überwachen.

Ein Vertrauter des Königs, Staatsrat Polenius, glaubt bald, den Grund für Hamlets seltsames Gebaren entdeckt zu haben: Seine Tochter Ophelia hat auf sein Geheiß Hamlets Werben zurückgewiesen — deswegen sei Hamlet liebeskrank geworden.

Mittlerweile haben Rosenkranz und Gildensteinern dem Prinzen eine Schauspielerguppe zugeführt, und das bringt Hamlet auf eine Idee: Er, der sich wegen seines Zauderns Vorwürfe macht, meint plötzlich, er müsse die Schuld seines Oheims einwandfrei feststellen. In seinem Auftrag führen die Schauspieler vor dem geladenen Hof ein Stück auf, in dem ein Mann seinen Bruder ermordet, um sich dessen Frau und Besitz zu verschaffen. Entsetzt flüchten Claudius und seine Frau Gertrude aus dem Saal.

Auf dem Wege zu seiner Mutter stößt Hamlet auf den betenden Claudius, an dessen Schuld er nun nicht mehr zweifelt. Er will ihn töten, verschiebt es aber, weil er glaubt, der Betende könne in den Himmel eingehen und nicht in die Hölle. Er bedrängt seine Mutter mit heftigen Worten, so daß Staatsrat Polenius, als Lauscher hinter einem Vorhang versteckt, um Hilfe ruft. Im Affekt sticht Hamlet ihn nieder.

Die Tat belastet Hamlet nicht. Claudius aber ist jetzt entschlossen, gegen den Prinzen vorzugehen; er schickt ihm mit Rosenkranz und Gildensteinern nach England, wo ihm, wie Claudius in einem Begleitschreiben befiehlt, sofort der Kopf abgeschlagen werden soll. Hamlet erfährt von dem Mordplan, als er den Brief öffnet. Er vertauscht das Schreiben gegen einen von ihm gefälschten Brief, in dem die Hinrichtung der Überbringer — Rosenkranz und Gildensteinern — angeordnet wird, und kehrt nach Dänemark zurück.

In Helsingör hat sich inzwischen allerhand ereignet: Ophelia ist wahnsinnig geworden, und ihr Bruder Laertes, von einem Studienaufenthalt in Paris zurück, fordert Rache für den Tod des Polenius. Er läßt sich von Claudius bereden, Hamlet zu einem sportlichen Fechtduell zu fordern und dabei reglementwidrig eine scharfe Waffe zu benutzen. Um ganz sicher zu gehen, daß Hamlet getötet wird, will er sogar die Degenspitze noch vergiften.

Allerdings: Das Vorhaben Laertes mißlingt, denn im Eifer des Kampfes werden die Waffen vertauscht, und beide verwunden einander tödlich. Aber auch die Königin stirbt — sie trinkt versehentlich aus einem vergifteten Becher, den Claudius für alle Fälle bereitstellen ließ. Da klärt der sterbende Laertes den Prinzen über die Intrige auf. Bevor

Hamlet seinen Verletzungen erliegt, ersticht er, endlich aus seiner Untätigkeit gestoßen, den König. Vier Tote liegen im Saal, als der norwegische Prinz Fortinbras eintritt und auf Grund alten Rechts die dänische Krone beansprucht.

*

Kättners ersetzt den dänischen Königshof durch das Haus eines Industriellen namens Johannes Claudius, der in einer Bombennacht des letzten Krieges unter ungeklärten Umständen umgekommen ist. Sein Sohn und Alleinerbe, John H. Claudius, war kurz vor Ausbruch des Krieges nach den USA gereist, um an der Harvard-Universität (bei Shakespeare ist es Wittenberg) zu studieren. Nachdem er es zum Dozenten für neuere Philosophie gebracht hat, treibt ihn plötzlich die Traumvorstellung nach Deutschland zurück, daß sein Vater ermordet worden sei. Seine Mutter hat inzwischen wieder geheiratet, den Bruder ihres ersten Mannes, Paul Claudius, der treuhänderisch das Werk verwalte. Bei Rückkehr in sein Vaterhaus findet John außer seiner Mutter Gertrud und Onkel Paul dort auch die Familie des Sanitätsrats von Pohl (Polenius) mit Tochter Fee (Ophelia) und Sohn Herbert (Laertes) vor. Herbert geht einen Tag später (wie Laertes) zum Studium nach Paris.

Ein Freund aus dem Koreakrieg, der ehemalige englische Major Horace (bei Shakespeare = Horatio), unterstützt John bei seinen Nachforschungen. Er trägt für ihn alte Zeugenaussagen aus der Bombennacht, Zeitungsausschnitte, Wochenschauaufnahmen und Tonbänder aus der Kriegszeit zusammen. Durch Zufall gerät John an ein Notizbuch seines Vaters, aus dem hervorgeht, daß Bruder Paul ihn betrog, haßte und zu ermorden suchte, was offenbar in der Bombennacht gelang. Die Tagebuchnotizen sind freilich kein Beweis, und deswegen läßt John durch das „Modern Art Ballet“ seiner Freunde Mike R. Krantz (Rosenkranz) und Stanley Goulden (Gildensteinern) vor der Familie ein selbstverfaßtes Ballett aufführen, dessen Handlung den mutmaßlichen Hergang des Mordes stilisiert widerspiegelt.

Onkel Paul und Mutter Gertrud reagieren während der Vorstellung ebenso prompt wie das schuldige Paar bei Shakespeare. Während jedoch Shakespeares König Claudius betet, nimmt Paul Claudius Tabletten, um ruhig schlafen zu können. Wie Hamlet, so martert auch John seine Mutter mit Worten, und wie der Dänenprinz verursacht auch er den Tod eines Lauschers, des Sanitätsrats von Pohl — jedoch ersticht er ihn nicht, sondern schleudert ihn durch das abrupte Öffnen einer Tür auf den Boden des Badezimmers. Die Nachricht vom Tode ihres Vaters treibt Fee, bei der schon immer Verdacht auf Schizophrenie bestand, in den Wahnsinn, wie einst die Ophelia, und Herbert eilt (wie Laertes) mit Rachedrohungen aus Paris herbei.

Onkel Paul versucht in diesem Stadium ein Komplott in Gang zu setzen, das er noch kurz zuvor mit von Pohl eingeleitet hatte: Unter einem Vorwand schickt er seinen Neffen mit Krantz und Goulden nach England. Dort soll er wie der Sanitätsrat in einem Begleitschreiben fordert, in einem Nervensanatorium in eine Einzelzelle gesperrt werden. Aber wie Hamlet öffnet auch John den Begleitbrief, kehrt unvermutet zurück und erstattet Mordanzeige gegen seinen Onkel. Während in einem dramatischen Schluß John mit Herbert ringt (wobei Kättners sich bemüht, den vergifteten Degen durch vergiftete Worte zu ersetzen), richtet plötzlich Paul Claudius eine Pistole auf seinen Neffen. Aufschreiend schlägt Johns Mutter ihrem Mann die Waffe aus der Hand und stößt das Geständnis hervor: Paul Claudius hat seinen Bruder umgebracht. Blitzschnell bückt sich John und reißt die am Boden liegende Pistole an sich. Jedoch mit einer fast traumwandlerischen Bewegung entreißt seine Mutter ihm die Waffe. Sie erschießt Paul Claudius, ihren Mann.

Nur er liegt tot am Boden. Ein Massensterben wie bei Shakespeare versagt Kättners sich. Stumpf und leer verläßt John das Elternhaus. Fast achlos geht er an einem draußen wartenden Auto vorbei, in dem Fee sitzt, um in ein Nervensanatorium gebracht zu werden. Sie erkennt ihn nicht mehr. Langsam rollt der Wagen dem Tor zu — ein Polizeifahrzeug passiert mit schrillum Signal die Einfahrt. Schleppend geht John in die Dunkelheit hinaus. „Der Rest ist Schweigen.“ Das sind in Shakespeares Drama des sterbenden Hamlets letzte Worte. („The rest is silence“.)

*

Kättners Hamlet-Version kommt einer Kriminalstory gleich; aber einer, die sich jeglicher billigen Kinodramatik enthält und ihre reißerische Spannung ganz von innen her bezieht.



▶ In drei Gruppen kamen kürzlich die neuverpflichteten Unfallvertrauensmänner aus allen Betrieben im Werksgasthaus zusammen, um sich mit dem Arbeitsschutz über ihre Aufgaben zu besprechen. Im Anschluß an die Einführung entwickelte sich jeweils eine lebhafte Diskussion.

Wir glauben, daß durch diese verschiedenen Maßnahmen die Position des Unfallvertrauensmannes gestärkt wurde und ihm echte Einsatzmöglichkeiten im Arbeitsschutz gegeben wurden. Bei solchem planmäßig von der Betriebsleitung geförderten Einsatz der Unfallvertrauensleute muß am Jahresende auch ein Erfolg sichtbar werden. Jeder Arbeitskollege im Betrieb sollte sich bemühen, die Arbeit des Unfallvertrauensmannes zu unterstützen und seine Anweisungen befolgen. Man sollte immer wieder daran denken, daß die Arbeit des Unfallvertrauensmannes dazu beitragen soll, Betriebsunfälle zu vermeiden und dadurch Kummer und Sorge von Familienangehörigen fernzuhalten. Wenn Arbeitskollegen durch den Unfallvertrauensmann angesprochen werden, weil sie die vorgeschriebene Schutzausrüstung nicht benutzen oder weil sie durch ihre Arbeitsweise sich und andere gefährden, dann sollten diese Kollegen für jeden Hinweis dankbar sein.

Erleichtert den Unfallvertrauensleuten ihre Arbeit, indem ihr mit ihnen überlegt, wie man Gefahrenstellen

Einbände abholen!

Die Einbände der Werkzeitschrift des Jahrgangs 1958 sind fertiggestellt. Alle, die ihre Hefte zum Einbinden abgegeben haben, können jetzt die Bände in der Pressestelle, Hauptverwaltung, in Empfang nehmen. Für die Deckung der Unkosten ist 1,— DM zu entrichten. Die Pressestelle wäre dankbar, wenn alle ihre Zeitschriften bald abgeholt hätten.

Der neue Unfallvertrauensmann und seine Aufgaben

In allen Betriebsbereichen wurden in den letzten Wochen die neuen Unfallvertrauensleute für ihre Arbeitsschutzaufgaben verpflichtet. Es sind in unserem Werk 200 Kollegen, die diese Tätigkeit ehrenamtlich übernommen haben. Die Verpflichtung von Unfallvertrauensleuten wird den Werken durch die Unfallverhütungsvorschriften vorgeschrieben. Die Vorschriften betonen hierbei, daß geeignete Kollegen mit diesen Aufgaben zu betrauen sind.

Sicherlich hatten wir bisher auch Unfallvertrauensleute. Aber bei ihrer Auswahl wurde nicht immer sorgfältig genug berücksichtigt, ob sie auch für diese nicht ganz leichte Aufgabe geeignet waren. Erst am Jahresende zeigte sich dann an den ansteigenden Unfallzahlen, daß der eine oder andere Unfallvertrauensmann seinen Aufgaben nicht gewachsen war. Nun, wir haben uns überlegt, wie wir es in diesem Jahr besser machen könnten.

Es lag uns vor allem daran, dem Unfallvertrauensmann eine bessere Basis für seine Arbeit zu schaffen. Bereits bei der Auswahl haben wir uns bemüht, geeignete Kollegen zu finden, die einen gleich guten Kontakt zur Belegschaft und zur Betriebsleitung hatten. Die Ausgewählten sollten wirkliche Vertrauensleute sein, die von den Arbeitskollegen respektiert werden und die bei ihren Vorgesetzten jederzeit ein offenes Ohr finden.

Sie müssen über ein gutes Durchsetzungsvermögen verfügen, um notwendige Arbeitsschutzmaßnahmen veranlassen zu können. Nun, wir hoffen, daß wir durch die Art unserer Auswahl die richtigen Kollegen gefunden haben.

Die Auswahl erfolgte nach Rücksprache mit den Kollegen im Betrieb durch den Unfallobmann oder einem Mitglied des Unfallausschusses. Der Sicherheitsingenieur schloß sich zumeist den Vorschlägen des Unfallobmannes an. Bei dieser Auswahl wurde darauf geachtet, daß die Betroffenen auf Arbeitsplätzen eingesetzt waren, die es zeitlich zulassen, auch die vorgeschriebenen Betriebskontrollen durchzuführen. Den Betriebsleitern wurden in einem Schreiben die Namen der vorgeschlagenen Kandidaten mitgeteilt, und um Zustimmung oder Änderungsvorschläge hierzu gebeten. Die schriftliche

Zustimmung der Betriebsleitung zu der Ernennung garantiert den gewählten Unfallvertrauensleuten die Anerkennung ihres Amtes durch ihre Vorgesetzten.

Nach dieser Abstimmung zwischen Unfallobmann, Betriebsleitung und Sicherheitsingenieur erhielt der ausgewählte Kollege ein persönliches Verpflichtungsschreiben der Werksleitung mit der Bitte, seine Erfahrung auf dem Gebiete der Arbeitssicherheit dem Werk zur Verfügung zu stellen.

Die Verpflichtung der neuen Unfallvertrauensleute wurde im Betrieb vom Sicherheitsingenieur in Anwesenheit des zuständigen Betriebsleiters und des Unfallobmanns vorgenommen. Hierbei wurde den Unfallvertrauensleuten das für die Erfüllung ihrer Aufgaben erforderliche Schulungsmaterial übergeben. Eine spezielle Einführung in die Aufgaben und Pflichten eines Unfallvertrauensmannes hat inzwischen im Werksgasthaus stattgefunden.

Um die Unfallvertrauensleute im Betrieb besonders herauszustellen, erhielten sie einen mit den Emblemen des Arbeitsschutzes gekennzeichneten Schutzhelm. Jeder Mitarbeiter, jeder Vorgesetzte und insbesondere jeder Neuling oder Umbesetzte erkennt somit bereits am Schutzhelm seinen Unfallvertrauensmann.

Für die Eintragung erkannter Betriebsgefahrenstellen erhielt jeder Unfallvertrauensmann ein besonderes Meldebuch. Dieses Meldebuch muß jeweils nach der Eintragung dem Meister vorgelegt werden, damit dieser die Beseitigung der Gefahrenstelle veranlaßt. Einmal im Monat wird das Meldebuch vom Unfallvertrauensmann dem Betriebsleiter zur Abzeichnung vorgelegt. Hierdurch erhält der Betriebsleiter in jedem Fall von den in seinem Bereich festgestellten Gefahrenstellen Kenntnis und sieht, in welcher Weise inzwischen Abhilfe durch seine Meister geschaffen wurde.

▶ Mit den Einführungsgesprächen für die neuernannten Unfallvertrauensmänner im Werksgasthaus war eine Ausstellung von Arbeitsschutzmitteln verbunden, die bei den Unfallvertrauensmännern große Beachtung gefunden hat. Auf unserem Bild untersuchen die Unfallvertrauensmänner Hans Poster (links) und Robert Waldhoff, Zementwerk, einen neuartigen Sicherheitsschuh mit Mittelfußschutz.

beseitigen kann. Ihre Aufgaben sind vielseitig, sie haben sich nicht nur darum zu kümmern, daß die Betriebs-einrichtungen (Leitern, Gerüste, Handwerkszeuge, Krane, Stapel, Wagen, Wasservorlagen, Feuerlösch-einrichtungen usw.) in betriebssicherem Zustand sind, sie sollen auch auf Ordnung und Sauberkeit am Arbeits-platz achten, sie müssen den Neuling und Umbesetzten betreuen, und sie sollen mitwirken bei Verbesserungsvorschlägen und bei der Entwicklung und Erprobung neuer Arbeitsschutzmittel. Ihre umfangreichen Arbeits-schutzaufgaben können nur mit Erfolg für die jeweiligen Meistergruppen gelöst werden, wenn alle Kollegen mitarbeiten. In den Unfallvertrauensmännern sollte der Belegschaftsangehörige den Kollegen sehen, der im besonderen Maße um ihre Sicherheit bemüht ist.

Der Unfallvertrauensmann genießt das volle Vertrauen seiner Betriebsleitung. Ihre Unterstützung ist ihm bei seiner Verpflichtung zugesagt worden. Es geht jetzt darum, daß auch jeder Arbeitskollege bemüht ist, ihm durch Unterstützung und aktive Mitarbeit zur Unfall-verhütung Hilfestellung zu geben. Nur wenn jeder Arbeitskollege sich bewußt und überzeugt in den gemeinsamen Kampf gegen die Unfallgefahren ein-reiht, ist der höchstmögliche Erfolg zu erreichen. Ho-





Der 65 Meter hohe Kamin an der Straße zwischen Roßbach und Oberdreis zeigt schon von weitem den Weg zur Tonzeche „Guter Trunk Marie“ im Kreis Neuwied.



Die Tonschollen werden über eine Blechrutsche, die mit Wasser glattgehalten wird, in Loren geschoben. Unser Bild zeigt deutlich den Hergang des Tonstechens.

Feuerfe aus dem V

Besuch in der Tonze

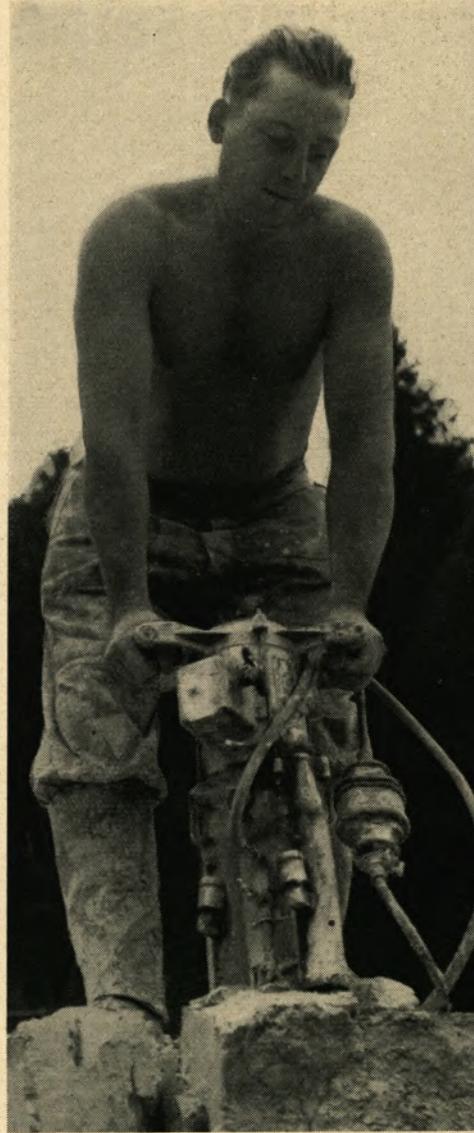
Die reichen Tonlager des Westerwaldes liefern nicht Steinhägerkrüge und keramische Gefäße, sondern sind gleich wichtig für die Hüttenindustrie. In den Hüttenwerken, das ist den meisten unserer Leser bekannt, werden große Mengen feuerfesten Materials verbraucht, insbesondere feuerfeste Steine sowie auch Gießtrichter. Feuerfeste Steine, so wie sie ausgesprochenes Verschleißmaterial sind, werden überwiegend gebraucht zur Ausmauerung von Stahl- und Roheisenpfannen. Die aus Tonerde gebrannten Gießtrichter kommen zur Verwendung hauptsächlich beim Gespannguß in den Siemens-Martin-Werken. Die Beanspruchung des Materials ist jew



Die eigentliche Tongrube liegt etwa 300 Meter von der Tonzeche entfernt inmitten schöner Waldungen. Im Vordergrund links und rechts befinden sich zwei ausgebeutete Tonfelder, die sich im Laufe der Zeit mit Grund- und Regenwasser gefüllt haben und kleine Seen bilden. Im Hintergrund ist deutlich der Tonabbau zu erkennen.



Seilwinden ziehen die vollen Loren aus der Grube auf eine Verladerrampe. Von hier gelangen die Tonschollen in Grubenwagen zur Ablagerung in große Schuppen.



Ein einzelner Mann sticht täglich etwa 25 Tonnen. Die Arbeit des Tonstechers erfordert große Kräfte, wenn sie auch heutzutage durch moderne Geräte erleichtert wird. Der Ton wird in Schollen von 15 mal 2 mal 60 Zentimeter gestochen, jede Scholle wiegt 20 Kilogramm.

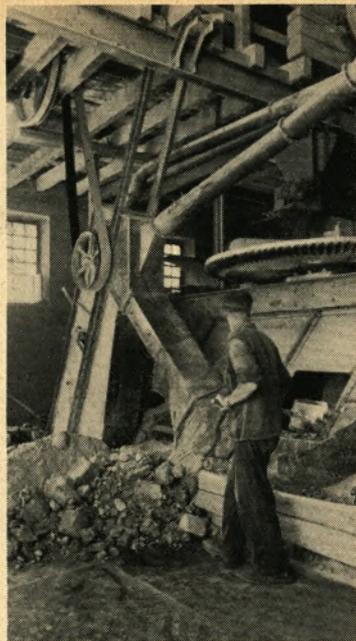
Die Steine Westerwald

„Guter Trunk Marie“

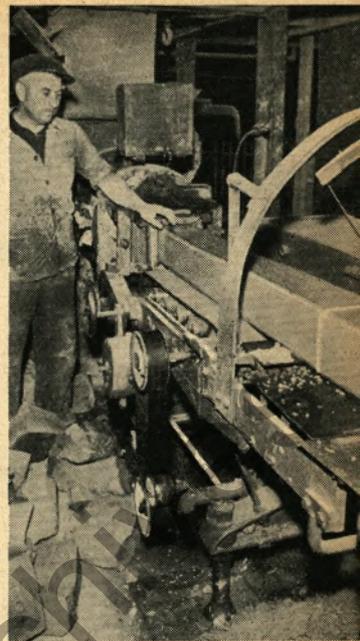
groß, da es den hohen Gießtemperaturen standhalten muß. Unsere Belegschaft bekanntzumachen mit der Herstellung der feuerfesten Materials, haben wir die Tonzeche Guter Trunk Marie in Oberdreis im Westerwald besucht. Die Gesellschaft Guter Trunk Marie ist eine Beteiligungsgesellschaft eines Werkes, die vor einigen Jahren von uns von der Schöffnungshütte Oberhausen AG übernommen wurde. Moch werden durch Lastkraftwagen 600 bis 700 Tonnen feuerfeste Steine von Oberdreis über die Autobahn nach Oberhausen gebracht. Das sind täglich durchschnittlich zwei Lastzüge, je nach Betriebslage auch schon mal drei.



Das Bild zeigt den Zugang zu einer der vielen Kammern des kreisförmig angelegten Ringofens, in dem der Ton gebrannt wird.

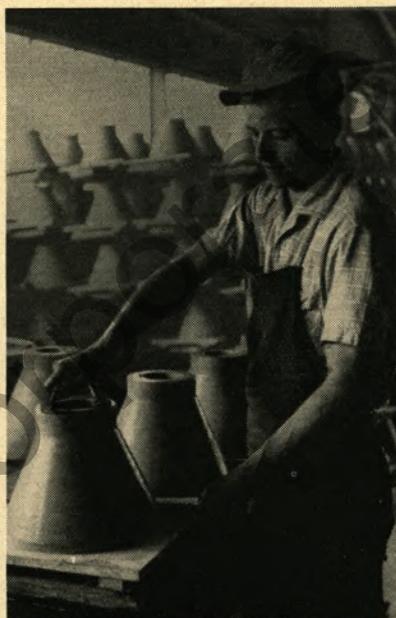


Ist der Ton gut abgelagert, wird er zusammen mit Schamotte in Brecher- und Kollergängen zu feinem Staub gemahlen.



Das gemahlene mit Schamotte versetzte Gut wird reichlich angefeuchtet und in einer Strangpresse vorgeformt.

Der eingesetzte Ton wird in den Öfen bei einer Temperatur von 1300 bis 1400 Grad eine bis zwei Wochen gebrannt, ehe er endlich seine gewünschte Festigkeit erhalten hat.



Die in einer Spindelpresse geformten Gießtrichter erhalten auf unserem Bild den letzten Schliff. Jeder Stahlwerker kennt diese Trichter.



Seine endgültige Form erhält der Ton in Schlagpressen. Unser Bild zeigt den Trockenraum, wo der Ton auf den Brand wartet.



Die Schamottesteine werden bruchsicher verpackt, bevor sie zum Versand kommen. Unser Bild zeigt einen Lastwagen unseres Werkes, der soeben beladen wird. Jeden Tag verlassen zwei Lastzüge die Tonzeche „Guter Trunk Marie“ in Richtung Oberhausen.

In den Kammern des Ringofens werden die gepreßten Tonteile, die Rohlinge genannt werden, säuberlich zum Brand aufgestapelt.



Zum

Lob des Skatspiels



Der Skat verlangt drei Personen. Drei Personen verlangt auch die französische Ehekomödie. Doch während in dieser der dritte Mann oft im Verborgenen blüht und nur einer der Partner auf der Suche nach ihm ist, muß er im Skat für jeden Partner erkennbar vorhanden sein.

Skat ist ein demokratisches und ein unerotisches Spiel. Der Unter regiert. Der König ist nicht viel wert und hat nur repräsentative Aufgaben. Die Dame steht noch eine Stufe tiefer. Man weint ihr keine Träne nach, wenn man sie an den Gegner verliert.

Deshalb ist Skat ein Spiel für ernste, würdige Männer. Der erste Wenzel in Gips, in einem ehrenvollen Skatturnier gewonnen, steht statt Beethoven beim ersten Skatspieler auf dem Klavier. Dieser echte Skatspieler spricht vom Skatsport und gehört einem Skatklub an. Die Skatordnung bedeutet ihm so viel wie dem Soldatenkönig das Exerzierreglement. Hat er einen Grand mit Vieren verloren, so wird er von denselben Empfindungen heimgesucht wie Napoleon nach der unglückseligen Schlacht bei Waterloo. Er wäre fähig, seinem Partner, wenn er nicht richtig schmiert, eine zu schmieren.

Hört er einen Schlager, in dem von zwei reizenden Augen die Rede ist, so denkt er an den Treffbuben. Er ist gereizt, wenn er überreizt wird.

Sein Mekka heißt Altenburg. Er erwartet vom Paradies nichts als eine lauschige Ecke, in welche er sich mit

Skatbrüdern, die das Spiel wie ein Feldherr eine Schlacht betreiben, zu einem ewigen Skat zurückziehen kann. Die Frage, ob ein Grand 20 oder 24 Punkte zählt, bewegt ihn stärker als Galilei die Frage bewegte, ob sich die Erde bewege. Während Reisende, denen die Gnade der Skatkunst versagt ist, in Venedig die Seufzerbrücke und den Colleoni suchen, ist er auch in fernen Landen immer auf der Suche nach dem dritten Mann. Wenn seine Mitreisenden im Flugzeug fasziniert auf das sonnen-gleißende Gezack der eisstarrenden Alpenkette blicken, schaut er hingerissen in das stetig wechselnde Kartenbilderbuch, das ihn in diesem Spiel mit den zwei Ältesten beglückt. Von einer Reise ans Nordkap ist ihm als strahlende Erinnerung ein Grand ouvert im Schein der Mitternachtssonne geblieben. Stellt der Arzt besorgt 40° Fieber bei ihm fest, so flüstert er im Delirium „44“.

An seinem Grab wird ein Skatbruder mit brechender Stimme bekennen: „Er brachte sein Leben im opfervollen Dienst für die deutsche Skatidee selbstlos zum Einsatz.“ Kein Zweifel, daß er in einer anderen Welt würdigen Männern wie dem regelkundigen Dichtermagister Gottsched, dem finsternen König Philipp II. von Spanien und dem wißbegierigen Statistiker Kinsey das Skatspiel beibringt.

Skat ist ein interessantes Spiel. Es schult das Gedächtnis. Es heischt Konzentration. Es schließt andere Interessen aus. Es verbietet die Unterhaltung. Es rächt sich an dem,

der die Gesetze der Logik nicht beherrscht. Deshalb ist der Skat vortrefflich geeignet, die Jugend zu erziehen. Das über den harten Skat.

Nun gibt es leider auch Leute, die gern Skat spielen, das Spiel aber nicht ernst nehmen. Es sind die weichen Skatbrüder, die im Spiel keine „echte Aufgabe“ sehen, die diese Schulung für den Lebenskampf zum reinen Zeitvertreib degradieren. Die Herzdame auf dem Balkon ist ihnen lieber als die Coeurdame in der Hand.

Sie spielen Skat, wenn der Zug im Gotthard stehenbleibt, weil in Airolo eine Lawine niedergegangen ist. Sie spielen, wenn in Ronco der Regen auf die Terrasse trommelt. Aber sie sind bereit, beim ersten Lichtblick, beim bescheidensten Sonnenstrahl die Karten aus der Hand zu werfen, ohne eine Abrechnung zu machen.

Sie stehen auf dem ketzerischen Standpunkt, eine strohm-flochtene Zweiliterflasche voll süffigen Valpolicella sei eine treffliche Begleitmusik zum Skatspiel. Sie erliegen nicht (wie indische Yoghi beim Anblick einer Glaskugel) der Faszination eines Null ouvert.

Die weichen Skatbrüder sind nicht imstande, aus des Gegners Verhalten zu kombinieren, welche Karten er hat. Sie sind zu faul, ihre Stiche zu zählen, und sie wissen nicht, welche Trümpfe noch im Spiel sind. Sie spielen ohne System. Sie reizen aus Neugier, weil sie gern wissen möchten, was im Skat liegt. Sie vertrauen ihrem Glück und verlieren dabei gräßlich. Sie mauern, um den Gegner zu ärgern. Sie sagen aus Laune, nicht aus Überzeugung, nur um die Hybris herauszufordern Contra und Re. Die Tatsache, daß der Partner eine magere Null statt einer fetten Zehn schmiert, ist für sie kein Grund zur Todfeindschaft.

Je mehr der Wein seine sanften Schleier über ihr Denkvermögen breitet, um so kühner wird ihr Spiel. Sie drücken einen König, weil ihnen sein Gesicht nicht gefällt und sitzen dann mit einer blanken Zehn da, die ihnen der Gegner mit Hohngelächter abnimmt. Schließlich bedienen sie nicht mehr richtig, drücken eine Karte zu viel und schreiben ihre Pluspunkte dem Gegner an. Wenn sie ein Spiel machen und nur 60 Augen bekommen, sind sie nicht dem Selbstmord nahe, sondern stimmen in das Gelächter mit ein.

Solche Spieler, die einen Schneider ansagen und dann nicht einmal aus dem Schneider herauskommen, wären Schandflecken für jeden Skatklub. In jedem Turnier würden sie aus dem Sattel gehoben. Sie ziehen das Banner des deutschen Skatsports in den Schmutz. Bis heute gibt es noch keinen Paragraphen, der es erlaubt, solchen Spielern, die das eigene Skatnest beschmutzen, die Karten auf Lebenszeit zu entziehen.

Da auch weiche Skatbrüder gern, wenn auch nicht leidenschaftlich Skat spielen, ist zu befürchten, daß sie auch einst, wenn sie heimgegangen sind, dieser Liebhaberei frönen. Und wenn aus einer Ecke der Welt, aus der kein Skatspieler wiederkehrt, ein Gelächter ertönt, dann ist zu befürchten, daß sich dort ein weicher Skatbruder niedergelassen hat, um mit unernten Männern, wie Joachim Ringelnatz, Jacques Offenbach und dem Hochstapler Felix Krull, ein paar Runden Skat mit Bock, Doppelbock und dem ach so verpönten Schieberamsch zu spielen.

Musik wird oft nicht schön empfunden . . .



Von einem unserer Stahlwerker wird erzählt, daß er in seiner Wohnung kürzlich den Radioapparat zertrümmert habe. Wie man sagt, habe er das Gedudel und Geplärre nicht mehr aushalten können. Um mit Wilhelm Busch zu sprechen: Musik wird oft nicht schön empfunden, weil sie mit Geräusch verbunden. Oder auch, in Abwandlung eines Schiller-Zitates: Die Axt im Haus läßt Ruhe einkehren!

Nun muß man berücksichtigen, daß unsere Betriebe vielfach vom Lärm durchdröhnt sind. Derjenige, der hier Tag für Tag acht Stunden lang seinen Mann gestanden hat, wird eine Zeitlang Ruhe wohl gebrauchen können. Aber wo ist heute noch Stille? Unsere Straßen sind erfüllt vom Verkehrslärm. Nicht unwesentlichen Anteil daran haben eine Reihe von Moped- und Motorradfahrern, die irgendwelche Komplexe dadurch abzureagieren glauben, indem sie ohne Schalldämpfer einherbrausen. Manchmal

läßt uns auch der schrille Pfeifton eines am Himmel dahinjagenden Düsenflugzeuges erschreckt zusammenfahren. Unsere Nerven werden strapaziert, wo immer es geht. Nicht einmal in den Anlagen findet man mehr Ruhe vor der Geräuschkulisse der Kofferradios. Sogar die Liebespärchen am Waldrand wissen sich nichts mehr zu erzählen. Darum führen sie ein Kofferradio mit sich, um durch Jazz-Rhythmen die fehlende Unterhaltung ersetzen zu lassen. Wohin man auch flüchten mag: Lärm, Getöse, Radau, Geräusche, Klänge, Rhythmen.

Was bleibt anderes übrig, als die Ruhe, die man draußen nicht mehr findet, in den eigenen vier Wänden zu suchen! Nichts gegen ein Radio, es wirkt in den meisten Fällen entspannend und erholend. Aber es kann ebenso auf die Nerven gehen, wenn es von morgens bis abends ohne Unterbrechung dudelt. Dabei wird dann der Knopf, mittels dem man es zum Schweigen bringen kann, geradezu zu einer segensreichen Einrichtung. Schlecht ist nur, wenn heftige Debatten darum geführt werden müssen, weil der eine hören will, der andere nicht. Doch darf man dabei nicht vergessen, daß diejenigen, die der Beanspruchung und dem Lärm des Berufslebens ausgesetzt sind, etwas Ruhe bitter nötig brauchen. Sonst bleibt eben (siehe oben!) nur noch die Axt.

Chronikus

Sprachrohr der Belegschaft

Durch Schaden wird man klug

Im Juni sind schon zwei Jahre vergangen, seit ich bei der HOAG angefangen.

Die Eltern redeten stets mir zu:

Junge, kaufe dir Sicherheitsschuh!

Ich, Bruder Leichtsinns, dacht fürwahr, als Maschinist droht kaum Gefahr.

Doch dann geschah's: Oh weh, oh weh!

Ein Eisenrohr fiel auf den Zeh!

Jetzt find' ich vor Schmerzen keine Ruh.

Noch heute kauf' ich mir Sicherheitsschuh!

Herbert Agata,

Abteilung Wasserwerk

Zum Thema „Wandern“

Ich bin der Auffassung, daß gerade der Oberhausener Norden sehr gut dazu geeignet ist, um Wanderungen zu einem Erlebnis werden zu lassen. Obwohl ich dort fast alle Wege wie meine Westentasche kenne, durchstreife ich an meinen freien Tagen immer wieder gern die Oberhausener und Hiesfelder Wälder. Allerdings bin ich Radwanderer. Es sind mir schon viele Arbeitskollegen begegnet, wenn ich in unserer engeren Heimat unterwegs war.

Es kommt ja nicht so sehr darauf an, alle Wege auswendig zu kennen, so daß man sie auch im Dunkeln gehen kann, sondern darauf, daß man Erholung und Entspannung sucht — und das kann man in den Gebieten, die „echo der arbeit“ beschreibt. Die Frage der Leserin S. B.: „Glauben Sie im Ernst daran, daß auch

nur ein einziger sich auf den Weg macht, um nach Ihrem Wandertip durch die Natur zu streifen?“ ist nach meiner Meinung unberechtigt. Wer in den vergangenen Wochen diese Gegenden durchwandert hat, konnte feststellen, daß gerade die Werktätigen in unserer engsten Heimat Erholung und Entspannung suchen.

Wilhelm Behmer,

Abteilung Verkehr

Zuerst unsere Anerkennung für Ihre Wandervorschläge. Wir sind eine Familie, die sehr gern wandert. Schon lange wollten wir den Sterkrader Norden richtig kennenlernen, aber es fehlte uns immer an der sachkundigen Führung. Zwar waren wir schon ein paar mal dort, aber wir waren davon überzeugt, daß es noch sehr, sehr viel mehr Schönes zu sehen und zu erwandern gibt, das uns bisher unbekannt geblieben ist. Sie können sich unsere Freude vorstellen, als Sie mit Ihrem Wandertip in „echo der arbeit“ erschienen. Gleich nachdem die erste Wanderung beschrieben wurde, machten wir uns auf den Weg. Ihr Wandertip, fein säuberlich ausgeschnitten, in der Tasche. Sie haben wirklich nicht zuviel versprochen. Die Wanderung war herrlich. Als wir mit einer befreundeten Familie darüber sprachen, wurden wir gleich um den Zeitungsausschnitt gebeten, da auch diese Familie (keine Werksangehörigen) die gleiche Wanderung machen wollte. Auch nach Ihrem zweiten Wandervorschlag, der nach Mülheim führte, sind wir sofort nach Erscheinen gewandert. Allerdings

war uns dieser Weg schon bekannt. Ebenso werden wir nach Ihrem dritten Vorschlag, der soviel Schönes verspricht, wandern, sobald es uns die Zeit erlaubt. Auf Ihre nächsten, hoffentlich recht häufigen Wandertips sind wir jetzt schon gespannt.

H. V., Hochöfen

Anm. d. Red.: Wir wollen nicht verhehlen, daß wir uns über diese beiden Leserbriefe sehr gefreut haben, nachdem zum gleichen Thema zuerst eine so skeptische Stellungnahme bei uns eingegangen war.

Befragungen sind nicht echt

Ich weiß nicht, ob man den Befragungen, die von Ihnen in der letzten Zeit des öfteren durchgeführt worden sind, allzuviel Beachtung schenken sollte. Wenn jemand offiziell zu einem Problem gefragt wird, dann wird er doch ganz sicher immer nur eine positive Einstellung

äußern und seine wahren Gefühle und Gedanken versteckt halten. Man kann die Antworten der Kollegen wohl sehr schön lesen, aber ein klares Bild erbringen sie nicht.

Sie als Werkzeitschrift geben vor jeder Befragung zu, daß Sie keinen repräsentativen Querschnitt erzielen können. Das können Sie auch wirklich nicht. Dazu müßten von vielen verschiedenen Fragern viel mehr Kollegen befragt werden, und vor allen Dingen müßte jeder seine echte und ungefärbte Meinung aussprechen.

Ich will den Kollegen nicht zu nahe treten, wenn ich behaupte, daß bei offiziellen Fragern die Wahrheit nicht immer zutage tritt. Unter sich sehen bei den Arbeitern manche Dinge ganz anders aus.

K. B., Hochöfen

Anm. d. Red.: Wir hatten bei unseren Befragungen bisher nicht den Eindruck, unwahre oder unrichtige Antworten bekommen zu haben. Es wäre daher bedauerlich, wenn der Schreiber des Briefes andere Erfahrungen gemacht hat. Trotzdem wollen wir aber nicht auf weitere Befragungen verzichten, da wir der Überzeugung sind, daß sich in den Antworten die grundsätzliche Meinung einiger Kollegen widerspiegelt.

Gingst Du auch vorbei?

Die Bilder auf der Seite „Gingst Du auch vorbei?“ werden manchem Kollegen recht unangenehm aufgestoßen sein, bestimmt aber denen, die sich auf den Fotos wiedererkannt haben. Man hat von seiten der Werkzeitschrift — und das sollte besonders erwähnt werden — auch nicht gescheut, Vorgesetzte bei einem solchen „Vergehen“ gegen die Sicherheit im Betrieb im Bilde festzuhalten. Das hat doppelte Wirkung!

Es steht also zu erwarten, daß der Bericht über das Stück Eisen und was mit ihm geschah bzw. nicht geschah großen Widerhall unter den Belegschaftsmitgliedern gefunden hat. Jedenfalls ist es doch nicht angenehm, sich auf diese Weise veröffentlicht zu sehen. Aber sie alle sollen es ruhig einmal wissen! Die Wirkung, die mit dem Bericht erreicht werden sollte, ist zweifellos erreicht: Wer jetzt an einem so gefährlichen Verkehrshindernis vorübergeht, der räumt es bestimmt aus dem Wege.

Ich persönlich freue mich über diese Seite in der Werkzeitung, weil ich selbst einmal Zeuge eines Stolperunfalles war. Der betreffende Kollege hat sich erheblich verletzt. Und das alles nur weil ein anderer von einer Karre ein Stück Holz verloren hatte, ohne sich weiter darum zu kümmern.

E. B., Blechwalzwerk

Man mag über die Berichterstattung unter der Überschrift „Gingst Du auch vorbei?“ denken wie man will, sie verfolgt zweifellos einen guten Zweck. Vielleicht wendet der eine oder andere ein: Wie die Polizei hinter Hecken und Hausecken die Geschwindigkeiten der Fahrzeuge kontrol-

liert, so hat die Werkzeitschrift sich auf die Lauer gelegt, um den Kollegen ihre eigene Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit vor Augen zu führen. Zweifellos richtig. Aber man sollte doch den Zweck die Mittel heiligen lassen! Steigende Unfallzahlen sind zugleich immer steigende Sorgen in vielen Familien. Wenn dann noch eine Anzahl von Stolperunfällen dabei sind, dann ist es erst recht notwendig, mit allen Mitteln die Gleichgültigkeit zu bekämpfen, denn Stolperunfälle sind meist auf Unordnung und Gleichgültigkeit zurückzuführen.

Ich selbst bin nicht an dem Eisen vorbeigekommen, doch möchte ich mich nicht davon freisprechen, daß auch ich es vielleicht „geflissentlich“ übersehen hätte. In Zukunft aber — das steht fest — gehe ich nicht mehr an Hindernissen achtlos vorbei, die sich so leicht aus dem Wege räumen lassen wie solch ein Stück Eisen. Wenn das ein Erfolg ist, dann ist er der Berichterstattung in der Werkzeitschrift gutzuschreiben. Es wäre zu wünschen, daß noch viele andere Kollegen eine Lehre daraus gezogen haben.

Ich möchte daher einen Vorschlag machen: Versuchen Sie das gleiche noch einmal. Es wäre doch sehr aufschlußreich, jetzt zu erfahren, ob beim nächsten Versuch noch genau so viele Kollegen achtlos vorbeigehen. Wenn nein, dann ist der Erfolg der Veröffentlichung deutlich zu spüren. Wenn ja, dann haben die betreffenden Kollegen sich durch den Bildbericht entweder nicht angesprochen gefühlt oder sie sind aus ihrer Gleichgültigkeit nicht mehr herauszulocken oder aber sie haben unser „echo der arbeit“ überhaupt nicht gelesen.

W. S., Abteilung Verkehr

Röntgen-Reihenuntersuchung

vom 21. September bis 7. Oktober 1959

Vom 21. September bis 7. Oktober 1959 findet in unserem Werk Oberhausen sowie im Hafen Walsum die diesjährige Röntgen-Reihenuntersuchung statt.

Die mit großen technischen Vorbereitungen und erheblichem Kostenaufwand durchzuführende Aktion zur Erfassung von organischen Leiden der Atmungsorgane erfüllt nur dann ihren vollen Zweck, wenn alle Belegschaftsmitglieder, die nicht unter laufender Röntgenkontrolle eines Arztes stehen, daran teilnehmen. Im Namen der Werksleitung und des Betriebsrates wird mit großem Ernst an die Werksangehörigen appelliert, an der Reihenuntersuchung teilzunehmen. Die Nichtteilnahme ist nicht nur eine grobe Fahrlässigkeit gegenüber der eigenen Gesundheit und der eigenen Familie, sondern eine hart zu verurteilende Unkollektialität gegenüber den Mitarbeitern, die man während der Arbeit, der Pausen, des Schichtwechsels und bei Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel großer Ansteckungsgefahr aussetzt.

Es wird jeder dringend gebeten, sich an den vorgesehenen Tagen röntgen zu lassen. — Kranke, Urlauber und dienstlich Verhinderte haben Gelegenheit, sich — am besten nach telefonischer Vereinbarung — in der Ärztlichen Dienststelle untersuchen zu lassen.

Röntgenplan für männliche Belegschaftsmitglieder

| Betrieb: | Untersuchungsstelle: | Zeitraum: | Uhrzeit: |
|--|--|----------------------------|--|
| Hochöfen einschl. Nebenbetriebe Wärme-Abteilung, Sozialbetriebe | Mannschaftsraum | 21. 9. | 8-11 und 13-16 |
| | EO (Neubau) | 22. 9. | 6-11 und 14-16 |
| Blechwalzwerke einschl. Nebenbetriebe, Wasserwerke, Hauptlagerhaus, Wohnungsverwaltung, Werksgärtnerei, Kraftwagenbetrieb, Werksgasthaus | Mannschaftsraum | 23. 9. | 6-11 und 13-16 |
| | Mittelblechwalzwerk | 24. 9. | 6-10.30 |
| Hauptverwaltung | Bestrahlungsraum HV (Kellergeschoß) | 24. 9. 25. 9. | 15-17 7.30-11 |
| | Turnsaal Werkschule | 28. 9. 29. 9. 30. 9. | 8-11 und 13-17 6-11 und 13-17 6-11 und 15-17 |
| Stahl- und Walzwerke einschl. Nebenbetriebe, Versuchsanstalt, Werkschutz, Ausbildungswerkstatt, Dampfkraftw. | Zementwerk | 1. 10. | 6-11 und 14.30-16 |
| | Eisenbahnwerkstätte, Feinstraße einschl. Nebenbetriebe | 2. 10. | 6-11 und 14.30-16 |
| Abteilung Verkehr | Verwaltung Abt. Vk. | 5. 10. | 8-11 und 13-16 |
| | Mannschaftsraum | 6. 10. | 6-10.30 |
| Hafen Walsum einschl. Erzbrech- u. Siebanlage | Mannschaftsraum | 6. 10. 7. 10. | 17-18 6-9 |

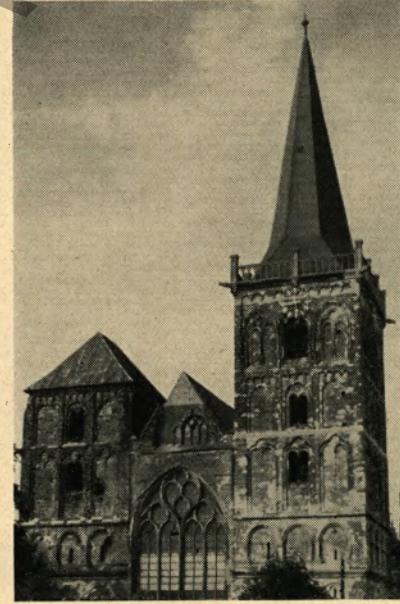
Röntgenplan für weibliche Belegschaftsmitglieder

| Betrieb: | Untersuchungsstelle: | Zeitraum: | Uhrzeit: |
|--|--|-----------|----------|
| Hochöfen einschl. Nebenbetriebe Wärme-Abteilung, Sozialbetriebe | Mannschaftsraum | 22. 9. | 13-14 |
| | EO (Neubau) | | |
| Blechwalzwerke einschl. Nebenbetriebe, Wasserwerke, Hauptlagerhaus, Wohnungsverwaltung, Werksgärtnerei, Kraftwagenbetrieb, Werksgasthaus | Mannschaftsraum | 24. 9. | 10.30-11 |
| | Mittelblechwalzwerk | | |
| Hauptverwaltung | Bestrahlungsraum HV (Kellergeschoß) | 25. 9. | 13-17 |
| | Turnsaal Werkschule | 1. 10. | 13-15 |
| Stahl- und Walzwerke einschl. Nebenbetriebe, Versuchsanstalt, Werkschutz, Ausbildungswerkstatt, Dampfkraftw. | Zementwerk | 2. 10. | 14-14.30 |
| | Eisenbahnwerkstätte, Feinstraße einschl. Nebenbetriebe | | |
| Abteilung Verkehr | Verwaltung Abt. Vk. | 6. 10. | 10.30-11 |
| | Mannschaftsraum | | |



Xanten und der Niederrhein

Xanten, die alte ehrwürdige Stadt in der endlosen Ebene des Niederrheins, ist ein Ausflugsziel des Ruhrgebiets, das man nicht im Vorbeigehen nur so „mitnehmen“ kann. Erst wer länger verweilt, wer Auto und Moped irgendwo abstellt, findet in dieser offenen Landschaft, über die sich ein hoher Himmel wölbt, erholende Ruhe und Abgeschlossenheit. Vom Fürstenberg aus sieht der Spaziergänger das weite, fruchtbare Land vor sich ausgebreitet. Das schimmernde Band des Rheins durchschneidet die Ebene, aber der große Strom zerteilt das Land deshalb nicht. Hüben wie drüben ist es eins. Unsere Bilder auf dieser Seite sollen versuchen, einen Teil der Schönheiten des Niederrheins wiederzugeben. Dem Fotografen ist dabei keine leichte Aufgabe zugefallen, denn zwischen dem Schilf des Altrheins, den saftigen, grünen Wiesen, den Lastkähnen auf dem großen Strom, dem Fischerdorf Lüttingen und zwischen den Mauern der ehrwürdigen Stadt, in der das Mittelalter scheinbar konserviert worden ist, gibt es vielerlei, was vom Auge der Kamera nicht erfaßt werden kann, was nur das schauende Auge erblickt. Doch werden unsere Fotos, die wir nicht alle beschreiben wollen, gewiß manchen Anreiz bieten, den Rhein hinabzufahren, um dem Getümmel der Großstadt zu entgehen. Beherrschend ist in diesem Lande am Strom — wie oft kann man das sagen — die Weite der Erde und des Himmels. Xanten ist nach dem Nibelungenlied die Heimat Siegfrieds, aber vorher schon haben hier die Römer mit der Besiedelung begonnen, wovon das Amphitheater (Bild) und viele andere zum gewiß größten Teil noch unter der Erde schlummernde Zeugen künden. Die Stadt hat 1228 Stadtrechte erhalten, ihre Geschichte war äußerst wechselvoll. 1641 haben die Schweden ihre Befestigungen endgültig geschliffen; das Klever Tor (Bild) blieb dabei verschont. Mittel- und bedeutendster Anziehungspunkt ist der Dom St. Viktor, der im zweiten Weltkrieg erheblich beschädigt worden ist. „Der Gewinn eines Besuches der Stadt Xanten jedoch liegt“ — so heißt es in einer Schrift über die Siegfriedstadt — „in der Stille und in der Lebendigkeit der großen Überlieferung einer alten Stadt.“



WERK OBERHAUSEN

Geburten:

9. 7.:
Hans Stevens, Tochter Annette
15. 7.:
Heinrich Stöckmann, Tochter Ute
20. 7.:
Walter Herz, Tochter Petra; Reinhard
Tschirschnitz, Tochter Rita
21. 7.:
Hans Adomeit, Tochter Andrea; Hubert
Jander, Sohn Thomas; Bernhard Koriath,
Sohn Michael; Horst Sledzik, Sohn Horst
22. 7.:
Gerhard Bluhmki, Sohn Martin; Wilhelm
Buss, Sohn Walter; Heinz-Willi Herrmann,
Tochter Bärbel; Kurt Korinth, Sohn Jörg
23. 7.:
Ferdinand Haak, Sohn Alfred; Heinrich
Matthäus, Tochter Helga; Werner Stein,
Tochter Bettina; Heinz Weiß, Tochter
Beate-Marita
25. 7.:
Helmut Merz, Sohn Hans-Joachim
27. 7.:
Horst Büttner, Sohn Ulrich; Johannes
Winkler, Tochter Bärbel
28. 7.:
Oswald Barth, Tochter Christel; Hans
Pallin, Sohn Rüdiger-Ralf
30. 7.:
Alfred Bettray, Sohn Harald; Arnold
Pfeifer, Sohn Frank
1. 8.:
Heinrich Hanitz, Sohn Jörg; Helmut
Hochhäuser, Sohn Jürgen
2. 8.:
Bernhard Schumann, Sohn Axel
3. 8.:
Theodor Jauer, Sohn Hans-Joachim
4. 8.:
Peter Rohrbach, Tochter Edda; Johann
Unland, Sohn Ulrich
6. 8.:
Eduard Benfer, Sohn Jochen

7. 8.:
Adolf Janicki, Tochter Gabriele
8. 8.:
Johann Drialoszinski, Sohn Leo
9. 8.:
Richard Küllenberg, Sohn Norbert; Wil-
helm Tenbusch, Tochter Eva-Maria
10. 8.:
Fridolin Wagner, Tochter Petra; Johannes
Warbruck, Sohn Klaus
11. 8.:
Hermann Droste, Sohn Peter; Franz
Leyser, Tochter Magdalena; Günter Woz-
niak, Sohn Klaus
13. 8.:
Karl-Heinz Begale, Tochter Gabriele;
Günter Joachim, Sohn Dietmar; Hugo
Latsch, Sohn Ulrich
14. 8.:
Gustav Bajtalla, Tochter Barbara
16. 8.:
Johann Dembski, Tochter Bärbel
17. 8.:
Johann Derksen, Tochter Carola; Fried-
helm Lemm, Sohn Michael
25. 8.:
Wilhelm Igelbusch, Tochter Anna Maria

Eheschließungen:

2. 7.:
Franz Vohwinkel mit Katharina Terhorst
4. 7.:
K.-Heinz Kunz mit Ingrid Engelen
10. 7.:
Horst Gneiser mit Erika Kubeneck; Alt-
fried Schäfer mit Siegrid Brack
16. 7.:
Ruth Bernhard mit Werner Schübler;
Rudolf Großmann mit Waltraud Kuntz;
Heinz Lange mit Ruth Sungen
17. 7.:
Klaus Spickenbaum mit Christel Burgs-
müller
18. 7.:
Josef Donsbach mit Marianne Schlegel-
milch; Helmut Riechel mit Margot Koch

HOAG - Chronik

21. 7.:
Theodor Böhm mit Inge Emilie Hardt;
Alfred Rothhäuser mit Irmgard Caniels
24. 7.:
Heinrich Grabowski mit Elisabeth
Hoursch; Erich Neuheuser mit Renate
Böttfinger
25. 7.:
Rolf Könnings mit Hannelore Limberger
28. 7.:
Herbert Pramschke mit Karola Plitt
30. 7.:
Horst Hülsmann mit Margarete Schooß
31. 7.:
Horst Büsemeyer mit Jannetje Mikkers;
Diethelm Huhn mit Irmgard de Laar;
Karl Nowrocki mit Hedwig Löchte
1. 8.:
Gerd Fredersdorff mit Edeltraud Rexin;
Fritz Götz mit Bärbel Raupach; Arnfried
Ries mit Doris Lutz; Wilhelm Schroer mit
Ilse Ewich
3. 8.:
Walter Ruyling mit Ute Lenzen
4. 8.:
Karl-Otto Carstens mit Ingrid Brüggemann;
Manfred Choryan mit Hildegard Meyer
6. 8.:
Theodor Nefen mit Maria Kalbfell; Franz
Schmeink mit Elisabeth Kötting
7. 8.:
Arno Eisenblätter mit Ilse Mischnik

8. 8.:
Heinz Weckmüller mit Eva Cieslinski
11. 8.:
Horst Grefermann mit Erika Maria Funke;
Bruno Szopinski mit Anneliese Köhler
15. 8.:
Günter Duda mit Edeltraud Haubrich
18. 8.:
Hildegard Wies mit Werner Krones

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

2. 8.:
Albert Fahsel, Tochter Irmhild; Paul
Lindenblatt, Tochter Vera
3. 8.:
Heinrich Hardenburg, Tochter Intta
7. 8.:
Walfried Herzam, Sohn Thomas-
Friedrich
15. 8.:
Werner Leese, Tochter Regina
29. 8.:
Karl Lucas, Tochter Elke

Eheschließungen:

11. 8.:
Heinz Merkel mit Edith Klein
18. 8.:
Albert Vetter mit Käthe Maria Bolz

Jubilare im Monat September

40jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Betz, Werk Gelsenkirchen
Heinrich Börgers, Hauptlagerhaus
Heinrich Gibhardt, Maschinenbetrieb
Stahl- und Walzwerke
Theodor Görtz, Abteilung Verkehr
Johann Grothe, Blechwalzwerke
Hermann Hack, Walzwerke Zuricherei
Walter Hellwig, Maschinenbetrieb
Hochöfen
Albert Kock, Blechwalzwerke
Bernhard Meuers, Hochöfen
Emil Moesle, Wärmeabteilung
Wilhelm Nolte, Thomasstahlwerk

Friedrich Rohr, Abteilung Verkehr
Bernhard Rütters, Maschinenbetrieb
Blechwalzwerke
Peter Uhl, Maschinenbetrieb Hochöfen
Gottfried Walbrodt, Preßwerk
Peter Werner, Betriebsbüro Hochöfen
25jähriges Dienstjubiläum:
Friedrich Arend, Siemens-Martin-Werke

Paul Freund, Wareneingang
Otto Fritz, Baubetriebe
Willy Gambusch, Block- und Profil-
walzwerke
Wilhelm Pirwas, Versuchsanstalt
Wilhelm Schranz, Siemens-Martin-Werke
Heinz Wohlgemuth, Werk Gelsenkirchen

30. 7.:
Josef Brülls, Pensionär

2. 8.:
Jakob Schneider, Pensionär

8. 8.:
Heinrich Witzler, Pensionär

10. 8.:
Hermann Töpfer, Pensionär

11. 8.:
Johann Hauth, Pensionär;
Hermann Rhiem, Blechwalzwerke
17. 8.:
Heinrich Schlüter, Pensionär

18. 8.:
Friedrich Combüchen, Pensionär
23. 8.:
Jakob Nick, Pensionär

Sie gingen von uns



„Ich gebe zu, daß es ein bißchen unbequem ist, aber jetzt wackelt er wenigstens nicht mehr.“



„Wir müssen erst sein neues Werk bewundern, sonst wird er ungenießbar.“

„Spürst Du nichts?“
„Nein, gar nichts!“
„Dann fasse um Gottes willen nicht den anderen Draht an.“



„Paula, der Leim taucht nichts! Hast Du vielleicht das Puddingpulver genommen?“

Die Axt im Hause

Eine Seite für Freizeitbastler,
zusammengenagelt und geleimt
von unserem Zeichner Kurt Cerny



„Wat sagste nu?!“



„Guck mal Frieda, so kann man sich nicht mehr auf die Finger klopfen.“

KURT CERNY